

Lebensspuren, Möglichkeitsverlust und Kinderspiel – Dachböden als Stauraum von Identität

Tobias Bulang © 2007

Text für den Ausstellungskatalog *janet grau »public attic / ausgestellter speicher«*,
Stadtmuseum Dresden

Der Dachboden ist der Ort des Hauses, wo man mit Gegenständen konfrontiert werden kann, die einmal für eine gewisse Zeit aus dem Blickfeld täglicher Aufmerksamkeiten entfernt wurden: Spielzeug, ausgelagerte Bücher, veraltetes technisches Gerät, saisonale Gebrauchsgegenstände wie Weihnachtsschmuck sowie anderer Krempel und Gerümpel. Bei all dem handelt es sich um Lebensspuren, um zwischenzeitlich ausgelagerte Gegenstände, die einmal Teil des alltäglichen Umgangs waren und dies – unter Umständen – auch wieder werden sollen oder zumindest wieder werden könnten. Es handelt sich nicht nur um die unmittelbaren Spuren des eigenen Lebens, Dachböden enthalten meistens auch Gegenstände von anderen, von Eltern, Großeltern, Kindern, Freunden aus der Jugendzeit, ehemaligen Vertrauten, mit denen man keinen Umgang mehr pflegt oder mit denen man vielleicht sogar gebrochen hat. Der Dachboden beherbergt somit Erinnerungen, die in unseren Wohnräumen nicht so viel Platz beanspruchen dürfen. Die Speicherräume sind auch diesbezüglich die Rückseiten unserer Wohnzimmer, in denen wir den Mitmenschen aber auch uns selbst einen von uns anerkannten Lebensentwurf zu präsentieren suchen.

Wenn wir unsere Identität behaupten, geschieht dies immer auch durch Abgrenzungen von anderen. Auf Dachböden jedoch können solche Selbstbehauptungen durch die Lebensspuren der vielen anderen wieder relativiert werden. Die Dinge auf dem Dachboden sind vielleicht das schlechte Gewissen unserer Selbstentwürfe und die berühmte Redensart von der Leiche im *Keller* verdient vielleicht eine Revision...

Die eigenen Lebensspuren und die der anderen bringen es mit sich, dass Inventuren unseres Dachbodens zu Reflexionsanlässen des eigenen Lebens werden können. Der Idealfall einer solchen Bestandsaufnahme vollzieht sich als entspanntes, vielleicht sogar freudig erregtes Stöbern zwischen den Gegenständen und den Erinnerungen. Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei zugleich nach Innen – auf die gewusste Vergangenheit – sowie nach Außen – auf die Gegenstände, durch die uns auf überraschende Weise das vergessene Geglaubte gegenwärtig wird. Diese gleichschwebende, doppelte Aufmerksamkeit macht den Grund des Vergnügens an den Gegenständen auf dem Dachboden aus, den Genuss beim Stöbern. Nicht jeder freilich ist zu solch stöberndem Pendeln zwischen den Erinnerungen und den Gegenständen in der Lage, es bedarf dazu einer gewissen persönlichen Disposition, einer glücklichen, wie ich meine. Das antiquarische Interesse am eigenen Selbst, dem die Lebensspuren zu Schätzen werden, setzt die ganz grundsätzliche Wertschätzung dessen voraus, was man (geworden) ist, eine Art liebender Anerkennung der eigenen Geschichte. Dem solcherart entspannt Stöbernden könnte man ein spezifisches Wohlwollen (*Delectatio in felicitate alterius*) unterstellen, eines, dem der Andere, an dessen Glück man Vergnügen empfindet, das eigene

frühere Ich ist, worin man einen anmutigen Historismus der Selbstsorge ausmachen kann, der – wie ich für die meisten Menschen in modernen Gesellschaften einmal vermuten möchte – wohl eher den Ausnahmefall darstellen wird.

Denn die verstaubten Lebensspuren können – wie bereits angedeutet – auch Beunruhigendes bereithalten, Abgedrängtes, ja sogar erfolgreich Vergessenes. Ehe ich noch einmal darauf eingehe, erlaube ich mir zwei knappe Abschweifungen auf zunächst nicht unbedingt nahe liegende Gebiete, in die Magazine großer Bibliotheken und auf den philosophischen Kontingenzbegriff, um von da aus weitere Beunruhigungspotentiale von Dachböden zu beschreiben.

Bibliotheken beherbergen in ihren Magazinen nicht nur Bücher, auf die regelmäßig zurückgegriffen wird, sondern auch große Mengen ‚toter‘ Literatur. Gemeint sind damit Bücher, die seit vielen Jahrzehnten weder ausgeliehen noch angefragt wurden. Es käme freilich einer Milchmädchenrechnung gleich, wollte man angesichts solcher Befunde und der zu erwägenden Pflegeaufwände, die ja auch ‚tote‘ Literatur erfordert, von den Verantwortlichen die zügige Entsorgung des Überflüssigen verlangen. Denn es ist keineswegs vorhersehbar, wann, wo und in welchem Zusammenhang diese ‚toten‘ Texte möglicherweise für Historiker, Soziologen, Philologen oder Journalisten wieder wichtig und relevant werden könnten. Bibliotheksmagazine, wie große Depots überhaupt halten deshalb permanent Möglichkeiten bereit und offen, für deren Wirklichwerden in den nächsten Jahrhunderten keine Gewähr besteht.¹

Ereignisse, die möglich, aber nicht notwendig sind, werden in der philosophischen Tradition als kontingent bezeichnet. Gemeinhin nennen wir Ereignisse kontingent, wenn wir ausdrücken wollen, dass es sich um zufällige handelt. Die Beziehung zur Kategorie des Möglichen, Potentiellen ist im heute üblichen Gebrauch des Kontingenzbegriffs weniger geläufig. „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“ meint Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* und spricht in diesem Zusammenhang von den „nicht realisierten Absichten Gottes.“ Wenn es aber neben dem Wirklichen so viele Möglichkeiten gibt, die nicht eingetreten sind, so ist vielleicht auch das Eingetretene nur das, was zufällig geschah, aber nicht geschehen musste. Große Depots enthalten, wenn man dies zugesteht, auch deutliche Hinweise auf die Selektivität dessen, was nicht tot ist, sondern gewissermaßen zum ‚lebendigen Schatz‘ unserer Identität gehört. Das Wirkliche kann deshalb als das so nicht Notwendige erscheinen, als etwas, was immer auch anders hätte sein können.²

In der Welt und in den Depots des Individuums haben Phänomene wie die erwähnten ‚toten‘ Bücher ihre Entsprechungen. Nur einen Teil der Gegenstände, mit denen wir uns umgeben, gebrauchen wir regelmäßig, womit wir dann gewissermaßen das in ihnen schlummernde Potential realisieren. Andere Gegenstände werden wir vielleicht zeitlebens nicht mehr

¹ N. Wegmann, *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln u.a. 2000

² zum Kontingenzbegriff: G. Agamben, *Bartleby oder die Kontingenz*, Berlin 1998

verwenden. Dachböden sind Orte, an denen Sachen lagern, die wohl auf lange Zeit nicht mehr in die Wirklichkeiten unseres Lebens überführt werden. Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass wir auf diese Dinge nicht verzichten, viele dieser Gründe haben mit der Potentialität dieser Gegenstände zu tun, dem Möglichkeitsgehalt, den sie für uns aufweisen. Wir gehen davon aus, dass Situationen eintreten, in denen die ausgelagerten Dinge wieder eine Rolle spielen, in denen ihre Möglichkeiten realisiert werden. Insofern unterstellen wir den Dingen auf dem Dachboden einen Wert. Wir gehen davon aus, dass sie relevant werden könnten – irgendwann wieder, für uns oder für andere. Diese Annahme kann mit dem Gefühl einer tiefen persönlichen Bindung an die Dinge einhergehen. Sie sind gewissermaßen ein Teil unserer selbst, jener Teil einer Identität freilich, den wir mit dem Verzicht auf den unmittelbaren Umgang mit diesen Gegenständen auch eine Weile hintanstellen zu können meinen.

Auf dem Dachboden nun erledigen sich viele dieser Dinge und die Möglichkeiten, die sie enthalten, von selbst. Deshalb werden sie bei der nächsten Inventur auch entsorgt werden. Andere Dinge sind nach einigen Jahren auch einfach nur peinlich, wieder andere können im Laufe der Zeit peinigend werden. Die Gegenstände halten Erinnerungen wach, die unsere Anerkennung nicht mehr finden, oder sie mahnen uns an Verpflichtungen, die wir nicht eingelöst haben, an Ansprüche, denen wir nicht mehr gerecht werden können. Der Aspekt der Zeit wird hier in dramatischer Weise bedeutsam, weil das Geschehene nicht wieder rückgängig gemacht werden kann oder weil bestimmte Ziele im Leben nicht mehr erreicht werden können. Je älter wir werden, desto mehr unserer ‚offenen Zukünfte‘ schließen sich. Dadurch erst werden wir zu uns selbst.³ Vieles für diese offenen Zukünfte haben wir aufgehoben, verstaubt zur künftigen Aktivierung. Wenn aus unseren ursprünglichen Kalkülen im Fortgang der Zeit zunehmend erinnerte Wünsche werden, dann erleben wir unsere Speicher mitunter als Orte der Trauer: sie enthalten dann auch Dinge, die davon zeugen, was wir nicht geworden sind. Aus dem Stauraum für die offen gehaltenen Möglichkeiten ist dann das Mausoleum des Unrealisierten geworden. Die Erfahrung von Möglichkeitsverlust kann dabei als existenzielle Zumutung erlebt werden.

Der Möglichkeitsreichtum, den Speicher und Dachböden beherbergen, ist auch ein Grund dafür, dass Kinder mit Vorliebe an solchen Orten spielen. Eine geradezu instinktsichere Affinität führt diese Wesen mit den offensten Zukünften an die Orte der ausgelagerten Möglichkeiten. Gerade das Kinderspiel mit dem Hinterlassenen macht deutlich, dass man weder in den Privaten noch öffentlichen Depots mit Sicherheit davon ausgehen kann, dass das Relevante aufgehoben wurde, noch davon, dass Bewahrenswertes aufgegriffen wird. Die Kontingenz des Hinterlassenen und Aufgefundenen wird im Spiel zum Material neuer Sinnbildungen, für deren Richtigkeit es keine festen Kriterien gibt.

³ T. Rentsch, „Altern als werden zu sich selbst [...],“ in: ders., *Negativität und praktische Vernunft*, Frankfurt a. M. 2000, 151-179

Life's Traces, Lost Possibilities, and Child's Play – Attics as Storage Spaces for Identity

Tobias Bulang © 2007 (Translation: Ute Gelfert & Janet Grau)

Text for the exhibition catalogue *janet grau »public attic / ausgestellter speicher«*,
Stadtmuseum Dresden

In a house, the attic is the place where we can be faced with things that have been moved – at least for now – out of the focus of our daily attention: toys, old books, outdated devices, seasonal objects like Christmas decorations, as well as other stuff. These are all life's traces, things that have been temporarily stored but were once part of daily use, and should – or at least might – be used again someday. These aren't just traces of our own lives, for attics are also known to contain things from other people as well: parents, grandparents, children, friends from earlier days, and people we were once close to, whom we've lost touch with or perhaps even broken up with. Thus, the attic houses memories that are not allowed to take up so much of our living space. In this regard, attics are the backsides of our living rooms where we present a chosen lifestyle, one that we feel is not only acceptable to our fellow men but also to ourselves.

When we claim our identity, we do this partly by distancing ourselves from others, including our predecessors. However, attics are places where these self-assertions may be put into perspective when they collide with the things left behind by everyone else. Maybe the things in the attic are the guilty conscience of our cultivated self-image, and perhaps the famous saying about the skeletons in the *closet* deserves revision...

When taking inventory of our attics, the traces of our own lives and those of others can prompt us to reflect upon ourselves. Ideally, such an inventory takes place as a relaxed, maybe even elated rummaging among things and memories, where our focus shifts inwards – to the known past – as well as outwards – to the things that, in a surprising way, bring back what was thought to be forgotten. This focused yet relaxed attention is what we enjoy about rummaging through these things. However, not everyone is able to swing to and fro between memories and objects in such a way. It requires a certain kind of disposition – a favorable one, as I understand it. The antiquarian interest in one's own self, the ability to treasure life's traces, requires an appreciation of the person we've become, a sort of loving acceptance of one's own history. Such happy rummaging could be seen to be benevolent, a kind of benevolence (*Delectatio in felicitate alterius*) towards someone whose happiness we share, someone who is in fact our earlier self, making this a sort of charming historical approach to our own lives – something which, I suppose, for the majority of people in modern societies is more of an exception than the rule.

For among these traces of our lives which we've put into storage can be – as already indicated – disturbing things as well, stuff that has been repressed or perhaps even successfully forgotten. But before I address this issue again, I'd like to allow myself two short digressions into areas that are not necessarily obvious: the stacks of large libraries and the

philosophical concept of contingency, in order to then better describe the potential to disturb that attics can also have.

In their closed stacks, libraries house not only books which are used periodically but also huge amounts of 'dead' literature. This refers to books that have not been borrowed nor requested for several decades. However, despite such startling statistics and the effort needed to preserve 'dead' literature, it would be simple-minded reasoning to expect librarians to weed out such unneeded books. For we can by no means predict when, where, and in which connection these "dead" texts might become important and relevant again for historians, sociologists, philologists, or journalists. Large library collections, as well as other institutions with depots, therefore make it a point to keep the realm of possibilities open, even if there is no guarantee that these will ever be needed in coming centuries.⁴

Events that are possible but not necessary are called contingent in the philosophical tradition. Commonly, we call events contingent if we want to express that they are coincidental. The relationship to concepts of the possible or potential is less common in the currently accepted usage of the term contingency. "If there is a sense of reality, there must also be a sense of possibility," according to Robert Musil's *Man Without Qualities*, who's speaking in this context about the "as yet unawakened intentions of God." However, if there are indeed, beyond what really happened, so many possible events that didn't occur, then maybe even actual events have only happened by chance – maybe things didn't necessarily have to turn out as they have. If we accept this to be true, then we can see that big depots contain clear evidence for the selectivity of what is *not* dead but what, to some extent, belongs to the 'living treasure' of our identity. Therefore, reality may indeed stand for something that was not necessary but could have, of course, turned out differently.⁵

Phenomena such as that of the above-mentioned 'dead' books have their counterparts in the world and in private storage spaces. Only a small amount of the things that we surround ourselves with are regularly used, but when we do use them, we help them to realize their intrinsic potential. Still other objects may not be used anymore for the rest of our lives. Attics are places in which things have been stored that might not be brought back into our daily reality for a long time. There are several reasons for not abandoning these things; many of these reasons have to do with the potentiality that we sense in these objects. We assume that certain situations will come about in which these stored things will again play a role, and their possibilities will therefore become real. In this respect, we imply that all the things in the attic are of value. We assume that they might become relevant – someday, for ourselves or for someone else. Such assumptions can be accompanied by a feeling of deep, personal connection with these things. They are, to a certain extent, part of ourselves; however, they're a part of our identity which we think we can deal with later if we avoid direct contact with it now.

⁴ N. Wegmann, *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Cologne et. al. 2000

⁵ Concerning the term contingency, see: G. Agamben, *Bartleby oder die Kontingenz*, Berlin 1998

In the attic, however, many of these things, along with their intrinsic possibilities, become irrelevant on their own. Therefore, they'll be disposed of with the next inventory. Some things just become embarrassing after some years, whereas others can even become painful over the course of time. The objects keep memories alive which no longer find our approval – they remind us of commitments we couldn't or didn't fulfill, of expectations we're not able to live up to. The aspect of time becomes significant in a dramatic way, because it is simply not possible to turn back the clock, or because we cannot achieve certain goals in our lives anymore. The older we get, the more our various 'possible futures' close, and the more we finally begin to be our real selves.⁶ We've held onto a lot of things for these open futures, storing them away for future activation. When, as time goes by, our original calculations turn out to be wishes we remember having, then we may experience our storage spaces as places of mourning: they contain things that are evidence of what we've failed to become. The storage space of the possibilities-to-come has become a mausoleum of the possibilities-that-once-were. To experience this loss of possibilities can feel existentially overwhelming.

The richness of possibilities that is found in storage spaces and attics is a reason why children love to play in such places. An intuitive affinity leads these little beings with the most open of futures to the places where possibilities are stored. To witness children playing with all that's been left behind makes it especially clear that neither in personal nor in public depots can there ever be any guarantee that the things that have been stored are indeed the most relevant, nor that the truly valuable will become relevant once more. In child's play, the contingency of what's been abandoned and what's been re-discovered becomes the stuff that new meanings are made from, for which no true criteria exist to prove right or wrong.

⁶ T. Rentsch, "Altern als werden zu sich selbst [...]," in: T.R., *Negativität und praktische Vernunft*, Frankfurt a. M. 2000, 151-179